

Nr. 41. Posen, den 13. Oktober. **1895.**

Freundschaft und Liebe.

Novelle von Armin Rónai.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Ich beschwöre Sie, Alfred, fahren Sie nicht!"

„Aha, nun wird mir's klar. Sie fürchten mein stürmisches, überstürztes Vorgehen! Gefehlt, Frau Rosen, alles ist schon überlegt, nach jeder Richtung wohl hin geprüft, erwogen und durchdacht und das Facit war: Alfredchen, fahre ohne Verzug dahin und hole Dir Dein dort befindliches Lebensglück! Besten Dank übrigens für Ihre liebevolle Sorge, — seien Sie vollkommen beruhigt, ich unternehme gewiß nichts, was Sie nicht auch bedingungslos gutheißen würden. Nun aber Flügel! Leben Sie wohl! So bald ich kann, schreibe ich. Ade, auf frohes Wiedersehen!" — Er drückte einen Kuß auf die Hand und verließ eilends die Freundin.

Frau Rosen wollte ihm nachstürzen, — nach wenigen Schritten blieb sie festgebannt stehen, sie wollte rufen, — die Stimme versagte ihr. Die Hände auf den stürmisch wogenden Busen gepreßt, stierte sie auf die Thür, die sich eben hinter all' ihren Wünschen und Hoffnungen schloß. Endlich bekam sie Worte.

„Nie, niemals!" rief sie aus und sank laut schluchzend auf das Sopha nieder.

III.

Der nächste Tag fand Alfred bereits auf dem Wege nach Zoppot. — Die Ungeduld, das Wesen seiner glühenden Liebe wiederzusehen, ließ ihm die Reise schier endlos erscheinen. Im Waggon festgebannt, eilten seine Gedanken schnell voraus, und malten die Seligkeit kommender Stunden in den heitersten Farben aus. Aber auch der Freundin gedachte er, die in der Residenz zurückgeblieben, diesen ernstesten Schritt seines Lebens gewiß mit den besten Wünschen begleitete und nun kaum die Ansage erwartet, um zu seiner Verlobung als Erste, die willkommenste Gratulation darzubringen.

In seiner Seele war nicht die leiseste Ahnung von der Veränderung, die sich im Innern Frau Rosen's vollzogen, vorhanden, — ihm war sie auch weiterhin nur die aufrichtig verehrte Freundin, die an seinem Ergehen stets selbstlosen herzlichen Antheil genommen. Auch ihre letzten Worte betrachtete er lediglich der Sorge vor einer später bereuten Ueberstürzung entsprungen. Hätte er nur im selben Momente in ihre roth geweinten Augen blicken können, in denen ein unheimliches Feuer, das vollständige Erwachen der im Innern eines jeden Weibes schlummernden Dämonen verrieth! Hätte er sich nur einmal ernstlich die Frage aufgeworfen, ob ein Weib in den besten Jahren im Verhältnisse zu einem Manne wirklich ihr Ich soweit zu verleugnen vermag, um dem Gefühle idealer Freundschaft jede andere Empfindung zu unterordnen!?

Gegen Mittag langte der Zug in Zoppot an. Alfred war in freudigster Erregung und konnte kaum das Stillstehen des Zuges abwarten, um aus dem Coupee zu springen. Trotz eifrigsten Absuchens des Perrons konnte er aber weder Emmy, noch den Vater entdecken, wo er doch so sicher darauf rechnete, das Glück des Wiedersehens schon auf dem Bahnhof zu genießen. Der Zug dampfte weiter, der Perron leerte sich, und die heiß Ersehnten waren nicht gekommen. Vielleicht erhielten sie seine Nachricht zu spät, vielleicht irrten sie in der Ankunftszeit, oder sie sind sonst dringend verhindert!? Der Vernunftsgründe gab es ja genug, um nicht gleich an Schlimmes denken zu müssen, — Alfred konnte sich dennoch eines drückenden Gefühls nicht erwehren. — Im Hotel angelangt, machte er rasch Toilette, eine halbe Stunde später fuhr er bereits bei der Villa des Postdirektors vor und stürmte, seiner nicht mehr mächtig, die Treppen hinauf. Sein Herz drohte zu springen, aber er gönnte sich keine Zeit zur Sammlung und riß heftig an der Klingel.

Ein Diener steckte den Kopf zur Thür heraus.

„Sie wünschen?" frug er barsch.

„Ist Herr — Postdirektor — Sternberg — zu sprechen?" stotterte Alfred in größter Verwirrung über den unerwarteten Empfang.

„Nein, der Herr Postdirektor ist ausgegangen."

„Und — Emmy — Fräulein — Sternberg?"

„Das gnädige Fräulein ist unwohl und, wie ausdrücklich befohlen, für Niemanden zu Hause."

Sprachs und warf die Thür dröhnend zu.

Alfred verlor beinahe den Boden unter den Füßen, das Haus drehte sich mit ihm im Kreise, und er mußte sich an den Thürpfosten lehnen, sonst wäre er umgesunken. Er befand sich im Zustande gedankenloser Betäubung, in der man wohl ahnt, es sei etwas Großes geschehen, ohne sich jedoch im Chaos der sich wild überstürzenden Empfindungen des eigentlichen Schmerzes bewußt zu werden. Erst als er sich, ohne zu wissen wie, wieder im Hotelzimmer fand, wurde es ihm klar, was ihm widerfahren. Er war jählings aus allen Himmeln gestürzt. Wo er sich sehnsuchtsvoll erwartet glaubte, fand er verschlossene Thüren. Gestern rief ihn ein liebeathmendes Schreiben, heute wies ihn ein Lakei barsch zurück! Grell beleuchtet standen die Thatsachen vor seinem Auge — darüber nachzudenken, nach Grund und Ursache zu forschen, war er noch gar nicht fähig.

Lange saß er schon in sich zusammengeknickt in einer Sophaecke, als ihn ein energisches Klopfen an der Zimmerthüre aus dem sinnverlorenen Hinbrüten weckte.

Erschrocken, keines Wortes mächtig, sprang er empor, als auf sein „Herein" die hohe Gestalt des Postdirektors Sternberg eintrat.

Der Postdirektor verneigte sich kalt.

„Herr Lambert", sprach er mit fester Stimme, „Sie waren so freundlich, mich in meinem Heim aufzusuchen — leider war ich abwesend, und es entging mir so das Vergnügen, Sie bei mir begrüßen zu können. Im Hinblick auf die Umstände betrachte ich jedoch ihren mich ehrenden Besuch als abgestattet, — denselben dankend zu erwidern, bin ich hier."

Ohne eine Einladung des noch immer wie gelähmt Dastehenden abzuwarten, nahm er in einem Fauteuil Platz und fuhr unbehindert fort:

„Mein Besuch sei aber auch mit einem anderen Zwecke verbunden. Herr Lambert, wir sind Männer, und zwischen Männern herrsche rückhaltlose Offenheit. Sie fanden hier nicht, was Sie zu finden glaubten, leider brachte mir der heutige Tag auch nicht das Erhoffte."

Seine Stimme begann zu zittern, er mußte eine kleine Pause machen, um die Beherrschung wieder zu erlangen. Dann fuhr er fort:

„Da Sie nicht wissen können, was mittlerweile geschehen, will ich Ihnen davon kurz Mittheilung machen. Wir hatten Sie für heute erwartet, ob gern, entnahmen Sie unsern Briefen. Heute Vormittag wollte ich eben mit meiner Tochter noch einen Spaziergang unternehmen, als eine Depesche anlangte. Meine Tochter erbricht sie, liest, stößt einen Schrei aus und ich springe noch rechtzeitig hinzu, um sie in meinen Armen aufzufangen. Seitdem kommt sie nicht aus dem Weinen heraus. Doch dies nebenbei. Das Telegramm will ich Ihnen vorlesen, es lautet: „Fräulein Emmy Sternberg, Zoppot. Alfred Lambert ist nicht frei. Aeltere Ansprüche vorhanden. Brechen Sie nicht ein liebendes Herz. Euren Bund träfe mein ewiger Fluch." Eine Unterschrift fehlt."

Der Postdirektor hielt ein wenig inne. Alfred stand wie versteinert da. Kein Wort entging ihm wohl, das Begreifen war ihm aber völlig entschwunden.

„Sie werden gewiß einsehen", fuhr Herr Sternberg fort, „daß dieses unglückselige Schriftstück mit einem Schlage alles verändern mußte. Die Untersuchung der Sache liegt außer meinem Bereiche, wäre aber auch nicht mehr von Belang. Hätte ich als Mann allein darüber zu urtheilen, wie viel Entlastungen und Argumente ließen sich dafür finden; das Alter verzeiht ja so leicht der Jugend, schon der eigenen, einstigen Jugend wegen. Aber ein junges Mädchen, das, kaum den Kinderjahren entwachsen, im Herzen noch den unberührten Idealismus trägt, den es in der Erziehungsanstalt eingesogen, kann sich über ein solch schonungsloses Zerreißen eines Traumgebildes nicht so leicht hinwegsetzen, — sie muß sich unbedingt bitter enttäuscht fühlen, geradezu betrogen um die erste rege Empfindung, die in ihrer Brust zum Leben erwachte. Wollen Sie es einem 18jährigen Mädchen verargen, wenn es sich sein Ideal tadel- und makellos erträumt? — Herr Lambert! Ich habe blos diese einzige Tochter. Diese glücklich zu machen, ist die Aufgabe meines Lebens. Nie werde ich ihren Entschluß zu beeinflussen trachten, wo sie nicht unbedingt aus ganzem Herzen ja sagt. — —

Es wäre alles so gut gewesen, Sie hatten sich schnell unsere Sympathien errungen, auch die Erkundigungen, die ich als Vater über Sie einzuziehen verpflichtet war, wurden durchaus in günstigstem Sinne beantwortet, — leider — leider — es sollte anders kommen."

Alfred kämpfte schwer mit sich, er rang verzweifelt nach Worten.

„Herr Sternberg, — in des Himmels Namen, — ich verstehe nicht, — hören Sie mich — —!"

Der Postdirektor erhob sich.

„Bitte, lassen Sie jede Erklärung. In meinen Augen sind Sie bestens entschuldigt, fordern Sie aber nicht, daß ich versuche, den Entschluß meiner Tochter wankend zu machen. Und nun Gott befohlen, Herr Lambert; — seien Sie dessen sicher, daß mich dieser Ausgang sehr schmerzt, — noch ist es aber Zeit gewesen — und vielleicht ist es besser so. Wir wollen aber als gute Freunde scheiden, ich trage Ihnen keinen Groll nach, betrachten Sie uns auch fernerhin als theilnehmende Freunde. Leben Sie wohl!"

Er drückte die Hand des jungen Mannes und ging.

Als sich Alfred wieder allein sah, war es um seine Besinnung geschehen. Es kam eine dumpfe Verzweiflung über ihn, der er sich willenlos hingab. Er fühlte sich schuldlos, rein, ohne Tadel und dennoch fand er nicht den Weg aus diesem Gewirre von Mißverständnissen.

Die Trübung war nun einmal erfolgt. Emmy zweifelte an seiner Reinheit. — darf er es auch nur versuchen, sie von der Haltlosigkeit der gegen ihn so ruchlos erhobenen Anschuldigungen zu überzeugen? Durfte Emmy den Zweifel an ihn auch nur einen Moment lang in ihre Seele dringen lassen, — durfte sie ihn ungehört verurtheilen? — — —

Was Alfred litt, ist unsagbar. Stundenlang lief er in seinem Zimmer auf und nieder, ohne zu wissen, was er nun eigentlich beginnen werde. Seine Verzweiflung wuchs immer mehr.

In diesem Momente höchster Verzweiflung öffnete sich mit einem male die Thüre:

„Frau Rosen!" schrie Alfred mit letzter Kraft, „der Himmel sendet Sie mir, liebe, theure Freundin!" In seiner Stimme klang Freude und Schmerz, Jubel und Jammer, und seiner nicht mehr mächtig, warf er sich krampfhaft schluchzend in die Arme der tief bewegten Frau. — —

Sie hielten sich lange fest umschlungen. Ihre Thränen vereinigten sich und Alfred fühlte in seinem Herzen mit der endlichen Erleichterung die fast erstorbene Hoffnung zu neuem Leben erwachen. Nun hatte er ja seine Freundin zur Seite. Es fiel ihm gar nicht bei, ihr plötzliches Erscheinen an diesem Orte sonderbar zu finden, in seinem Seelenzustande war es ihm vielmehr selbstverständlich, daß sie herbeigeeilt, um ihm in dem Bedrängnisse beizustehen.

Alfred riß sich los. „Ich muß hinaus", rief er, „sonst ersticke ich. Helfen Sie, Frau Rosen, retten Sie mich, sonst ist Alles verloren. Gehen Sie hin, sagen Sie — es sei bloß Verleumdung — sagen Sie, — es sei kein wahres Wort daran. Gehen Sie sogleich, es ist keine Zeit zu verlieren. Nicht wahr, Sie stehen mir bei? Ja — ja — wer soll mir denn helfen, wenn nicht Sie, — Sie — meine einzige — gute — mütterliche Freundin. Helfen Sie — ich kann nicht weiter."

Er nahm seinen Hut und schwankte hinaus, dem Strande zu, um in der kühlen Abendluft Beruhigung für sein aufgewühltes Gemüth zu suchen. — —

IV.

Der Abend war gekommen. Der tagsüber vielbelebte Meeresstrand stand menschenleer. Träge und unbeweglich lag die See, kein Segler unterbrach das endlose, eintönige Grau des Horizontes und die Alleen waren wie ausgestorben.

Alfred lief ziellos durch die verödeten Strandanlagen. Die kühle Luft, die seine Stirne umfächelte, gab ihm allmälig die Beherrschung wieder, und er konnte es nun um so schmerzlicher erfassen, welcher gähnende Abgrund zwischen gestern und heute lag. Ach, wie so anders dachte er sich diesen Tag, wie lieblich den ersten Abend an diesem Ort seiner Sehnsucht, und wie jäh sah er sich nun aus allen Träumen gerissen! Konnte er noch auf eine Wendung hoffen?

Die Schatten der Nacht begannen sich über Land und Meer zu breiten. Ohne Beruhigung gefunden zu haben, war Alfred nach einem weiten Spaziergang in die Nähe der Strandvillen zurückgekehrt und streckte sich müde und abgespannt auf den weichen Sand am Ufer der See. Unwillkürlich mußte er im Geiste zurückkehren an die Gestade der Adria, an jenem Abende unter dem Himmel Venedigs, wo er die ersten wonnevollen Stunden mit Emmy verlebte.

Plötzlich fuhr er aus seinen Träumen auf. Es war ihm, als hätte er in der Nähe ein leises Seufzen gehört. So sehr er aber auch suchte, sein Auge konnte nichts entdecken. Er wollte sich wieder seinen Gedanken überlassen, da — nochmals, diesmal hörte er es ganz deutlich. Alfred war aufgesprungen, und was er da sah, ließ das Blut in seinen Adern stocken.

Wenige Schritte von ihm entfernt, lag in der Bucht ein kleiner Kahn, zu dem vom Ufer ein schmales Brett führte. Auf dem Rande des Kahnes saß eine Mädchengestalt in weißem Kleide und blickte traumverloren in die weite See hinaus. Von Zeit zu Zeit senkte sich das Köpfchen nieder, dann wurden Seufzer hörbar, so herzzerreißend wehmüthig, als gälte es, mit der Nachtigall im nahen Busche um die Wette zu klagen.

Alfred griff erst an seine Stirne, als wollte er sich überzeugen, daß er wache, dann breitete er sehnsuchtsvoll die Arme aus und rief: „Emmy!“

Das Mädchen wandte sich um und preßte die Hände auf ihr Herz. „Alfred!“ schrie sie wonnetrunken, „Alfred!“ — Sie war aufgesprungen, machte einen Schritt dem Herbeistürmenden entgegen — doch der leichte Kahn schwankte, sie verlor das Gleichgewicht — und im nächsten Momente schlugen die Wellen über Emmys Kopf zusammen.

Aus Alfreds Brust entrang sich ein gellender Schrei des Entsetzens — schon war er aber in die See gesprungen, die hier glücklicherweise eine seichte Stelle hatte, und entriß sein Alles dem drohenden Wellengrabe.

Mit dem letzten Reste der schwindenden Kräfte faßte Emmy das Haupt des Geliebten und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen. Dann lag sie bewußtlos — ohnmächtig in seinen Armen.

V.

Emmy war sehr krank gewesen. Sie schwebte viele Tage lang zwischen Leben und Tod, und die Aerzte waren schon nahe daran, an ihrem Aufkommen zu zweifeln. Ihre starke Natur siegte aber dennoch und eine vortreffliche Pflege half redlich mit, die fast versiegten Lebenskräfte zu neuer Entfaltung zu bringen. Und welch' gute Pflegerin hatte sie gefunden! Frau Rosen war unermüdlich in der Abwartung der ihr theuer gewordenen Kranken, sie gönnte sich kaum die nöthige Ruhe und stand fast unausgesetzt wachend und sorgend am Krankenbette.

Seit Frau Rosen von dem geschehenen Unglücke gehört und zum ersten Mal in die Züge Emmy's geblickt, war in ihrem Herzen die Wandlung vollzogen. Oft wenn Alfred händeringend die Schwerkranke verließ, oder wenn sie allein den Schlaf derselben bewachte, stürzten Thränen der bitteren Reue aus ihren Augen, denn im Innern fühlte sie die Folter des Schuldbewußtseins an diesem Unglücke. Aber der Himmel war ihr gnädig. Emmy's Genesungschritt sichtlich vor und sie fand Trost und Erleichterung in der gewissenhaften Erfüllung der sich gestellten Aufgabe.

Eines Tages — drei Wochen waren bereits seit jenen schrecklichen Stunden vergangen — saß Frau Rosen wie gewöhnlich wieder am Bette des genesenen, aber noch immer schwachen Mädchens. Emmy schlummerte sanft. Da trat der Vater in die Stube seiner Tochter und ließ sich neben Frau Rosen nieder. Trotzdem ihn die treue Pflegerin mit auf die Lippen gepreßten Fingern an's Stillesein mahnte, ließ er sich nicht beirren, erfaßte ihre Hand und sprach folgende Worte:

„Retterin meines Kindes, Sie allein erhielten mir die einzige Tochter am Leben, wie kann ich Ihnen meine heiße Dankbarkeit beweisen!“

Sie wollte ihm mit der Hand den Mund verschließen.

„Nein, Frau Rosen, hindern Sie mich nicht, Ihnen heute zu sagen, was mir seit dem Augenblicke, da Sie so liebevoll die Pflege meines Kindes auf sich luden, unausgesetzt auf dem Herzen liegt. Der Dank, den ich Ihnen schulde, ist mit Menschenworten nicht näher zu bezeichnen. Sie haben mir das Leben erhalten, indem Sie meiner einzigen Tochter das Leben wiedergaben. Ihnen verdanke ich nächst Gott Alles — nehmen Sie mein Vermögen — nehmen Sie meine Tochter, und wenn Sie glauben, daß 50 Jahre ein Alter ist, wo trotz der erlebten Stürme im Herzen noch etwas jugendliches Feuer zurückgeblieben, — dann — nehmen Sie auch mich und machen Sie zwei dankbare Menschen grenzenlos glücklich!“

Emmy schlug die Augen auf und lächelte selig — nun hatte sie ja auch eine Mutter. — — —

Einige Wochen später befanden sich zwei Paare in jenem Himmel, der sich, trotz gegentheiliger Meinung finsterer Pessimisten, zuweilen schon hier auf Erden öffnet.

Der Absender der anonymen Depesche konnte nie ermittelt werden, was aber weder Alfred, noch Frau Sternberg hinderte, ein reines Glück zu genießen.

U Chelmu.

Ein galizisches Stückchen von J. S. E. Grimm. (Nachdruck verboten.)

In meinen Kinderjahren ängstigte mich in vielen Nächten der Traum von einer endlosen, geradeaus fortlaufenden Pappel-Allee, auf der ich dahin zu hasten hatte mit der absoluten Gewißheit, daß sie niemals ein Ende haben würde. Trotzdem hätte ich es mir niemals träumen lassen, daß es in Wirklichkeit solche Alleen geben könne; doch ich bin eines besseren belehrt worden.

Da man zu Kaiser Josephs Zeiten in Galizien Straßen anlegte, haben die Herren in Wien auf der Landkarte einen Strich mit dem Lineal gezogen; z. B. von Krakau nach Lemberg, und die Trassirung war beendet. Man hat die Straßen darnach gebaut, und den letzten, verlorensten Enkel trifft noch der Fluch jener That; wer kümmert sich sonst heute noch um eine Straße? Der Reisende fliegt mit dem Eilzuge übers Land und würdigt sie keines Blickes; der Gutsbesitzer schimpft auf sie, weil allerlei Bettel und Gesindel darauf daher kommt und ihm Hühner und Enten raubt. Sonst vielleicht noch Jemand? Ich, eben ich, ich muß auf der Straße auf und abreisen! Meist im glühenden Hochsommer, da auf der versumpften Ebene alles Leben erstorben scheint, nur das Gespenst der Malaria von Hütte zu Hütte schleicht, da sich kein Lüftchen regt und die Hitze wie in einem Hochofen über der endlosen braungrünen Fläche zittert und alle Konturen verschwimmen läßt und Du jeden Augenblick glaubst, nun werde das Fabelbild der Kimmung am Horizonte auftauchen und Dir die weißen Städte der Heimath vorzaubern.

Alle Meilen steht ein verfall'nes Wirthshaus am Wege. Wie genau sie sich gleichen! Breit und öde, und ein kleines Vordach auf zwei Säulen vor der Thür. Viele stehen verlassen, seitdem die Bahn gebaut ist, und Schwamm und Salzfraß zerstören das bröckelnde Gemäuer.

Von Brzezko gegen Bochnia wird es besser. Es treten die Vorberge der Beskiden an die Straße heran und zwischen ihnen kommt bei Bochnia die Raaba heraus, ein Kind der Berge, sich träge im Tiefland zur Weichsel fortwindend, und wie sie nun die Ränder des letzten Hügels verlassen soll, schlingt sie sich fast zum vollen Kreise um ihn herum — nur durch eine schmale Zunge hängt das halbkugelige, steil aufstrebende Bühel mit dem Lande zusammen. Auf dem Hügel ragt Bauwerk auf: Ein Schieferdach, hoch und altväterisch, Mauern mit zerfallenden Zinnen und eine weiße glänzende Kirche.

Das ist u Chelmu. Die Schwaben haben hier zuerst gesiedelt und die halbkugelige Koppe Helm genannt; sie sitzt auch wie ein Helm auf dem umgebenden Lande. Dann haben die Krakusen das Erbe angetreten und die einstigen Herren „auf dem Helme“ hießen dann Chelmynski oder Chmelynski.

Da unsere Pferde im unermüdlichen Reisetrab im Raabathal zu Füßen des Hügels vorbeizottelten, sagte der Herr neben mir: „Schau Dir an den Berg, Panie, hier ist vor vielen Jahren große Mordthat geschehen. Unglaublich, aber wahr. Werde ich Dir in Krakau erzählen, jetzt ist zu heiß, Panie!“

Und weiter gings. Abends aber im chambre separée bei Havelka zu Krakau begann mein Begleiter auf meine Erinnerung hin zu erzählen, wie folgt:

Also das weißt Du, um das Jahr 18.. herum haben wir Szlachcicen wieder einmal eine kleine Revolution machen wollen. Das ist sonst nichts Schlimmes; man kommt zusammen, feiert Feste, singt Lieder, schimpft, begeistert sich und wenn das Militär kommt, geht jeder ordentliche Mensch nach Hause. Damals aber wurde der Spaß sehr ernst genommen und die hohe Obrigkeit wurde mit uns sehr schnell und in aller Ruhe und ohne Militär fertig. Man hat Leute ausgeschickt, die mußten den Bauern sagen, daß sie jetzt alle Szlachcicen umbringen sollen und daß dann deren Grundbesitz an die Bauern vertheilt werde. Und wer überdies den Kopf von einem Edelmanne auf die Kreishauptmannschaft bringe, der bekomme hundert Gulden Rheinisch ausgezahlt. Das war den Bauern recht. Sie machten Jagd auf die Panie's, fingen sie, schlachteten sie ab, steckten die Köpfe in Säcke und brachten sie zur Kreishauptmannschaft. Und der Hauptmann in Tarnów bekam so die Köpfe seiner gesammten guten Freunde und Duzbrüder zusammen, und weil er sie alle lieb gehabt hatte, ließ er sie nicht auf den Düngerhaufen werfen, sondern sie schön in seinem Garten in einer Reihe eingraben. Und über jeden Kopf ließ er eine Stange

mit einer Tafel und Nummer drauf anbringen. Dann mußte ihm sein Schreiber auf einem Stempelbogen mit Schönschrift einen Katalog anfertigen, so daß er nicht im Mindesten im Zweifel war, unter welcher Nummer der Kopf etwa des Herrn Szelynski und unter welcher etwa der des Herrn Jarzebynski in seine Sammlung eingereiht war.

Kurz vor jener Zeit hatte sich Herr Chmelynski auf Chelm eine allerliebste Szlachcianka zur Frau genommen und die zwei lebten auf ihrem alten Berge glücklich wie zwei Turteltauben.

Ich muß Dir noch sagen, daß auf dem Chelm früher Schwaben gehaust haben. Denn das Schloß dort ist aus Stein gebaut und mit Schiefer gedeckt und eine starke Mauer mit Wall, Graben und Schießscharten läuft herum, wie wir Polen niemals bauen. Von dem Thore geht eine gute Fahrstraße zur Raababrücke in Serpentinen herab, während ein gemauerter und ehemals mit Holz eingedeckter Thorweg von 200 Stufen vom Thore gerade über den Hang des Berges herab zur Brücke führt. Dieser Thorweg war für Fußgänger da und auch wohl dazu, um, wenn der Chelm vom Feinde belagert war, ungesehen und ungefährdet Wasser vom Flusse zum Schlosse holen zu können.

Also der Chmelynski war recht glücklich mit der Chmelynska. Und weil sie ihre Bauern immer nur sehr gut behandelt hatten, so glaubten sie von ihnen nichts befürchten zu müssen und eines Tages fuhr der Herr wie in ruhigen Zeiten aus, ich weiß nicht mehr wohin. Und siehst Du, was der Bauer für eine Canaille ist? Als der arme, unschuldige Panie zurückkam, zogen sie ihn unten im Dorfe aus seinem Reisewagen und schnitten ihm den Kopf ab. Weil er ihnen eben auch nur Gutes gethan hat, haben sie ihm auch sonst nichts gemacht; nicht in die Sägemühle gespannt zum Zersägen und nicht mit den Füßen in die geheizte Bratröhre gesteckt, nein, sie haben ihm nur den Kopf weggeschnitten, ganz schmerzlos. Dann haben sie den Kadaver wieder in den Wagen gesetzt und die Pferde angetrieben, so daß sie ohne Kutscher und von selbst nach Hause gingen und vor dem Schloßthore stehen blieben, damit ihr Herr aussteigen könne. Der blieb aber ruhig sitzen, bis die liebe kleine Frau aus dem Hause lief und verwundert die Thür des Wagens öffnete. Und da saß ihr geliebter Mann, ohne Kopf, ganz blutig.

Du kannst Dir, Freund, den Jammer, nicht vorstellen!

Dann ließ sie den Geistlichen kommen, der mußte ihr einen Platz im Schloßgarten weihen, wo sie am nächsten Tage die Ueberreste des Chmelynski begraben ließ.

Im kommenden Frühjahr begann sie die weiße Kirche über dem Grabe zu bauen, die Du heute gesehen hast. O, das kostete viel Geld! Nach fünf Jahren war die Kirche fertig. —

Die Revolution war längst vorbei. Lese nach in einem polnischen Geschichtswerk über die Schlacht von Gdów. Ich spare meine Worte. Jene, die da verblutet, und alle die geköpften Panie waren schon lange vergessen. Nur die Chmelynska trug sich noch immer schwarz.

Da, im Hochsommer, wollte sie ein großes Fest anläßlich der Einweihung der fertigen Kirche geben und das ganze Dorf sollte dazu aufs Schloß kommen, für die arme Seele des Panie beten und dann sollte es auf dem Platze vor dem Schlosse Tanz geben und Wudka, viel Wudka! Zwei große roth und blau gestrichene Fässer hatte die Schloßfrau schon Tags vorher in der Propination mit dem stärksten Spiritus füllen lassen und das ganze Dorf war dabei gestanden, den Schankwirth zu controlliren, damit er nicht etwa das edle Getränk mit Wassermenge.

Nun, gegen 10 Uhr Vormittags bewegte sich ein Zug von 400 Menschen (nur die Siechen und Lahmen waren zurückgeblieben) in höchst festtäglichem Putz und ebensolcher Stimmung aus dem Dorfe dem Chelm zu; voran die Männer, dann die Frauen und Kinder. Sie überschritten die Brücke, betraten dicht gedrängt den Thorweg und stiegen die Stufen hinan.

Den Kommenden leuchteten aus der oberen Oeffnung des Tunnels die roth und blau gestrichenen Fässer entgegen. Sie waren knapp am Thorweg aufgestellt. Und bei ihnen stand die bleiche Schloßfrau mit dem Geistlichen, die Kommenden zu begrüßen. Die waren schon nahe; da bat die Schloßfrau, die wie in hoher Aufregung eine Papierosa nach der anderen rauchte, den Pfarrer, ihren Fächer aus der Halle des Schlosses zu holen, da sie ihn drin vergessen hätte.

Als er verschwunden war, zog sie die Spunde aus beiden Schnapsfässern und die Flüssigkeit plätscherte lustig heraus. Dann stieß sie mit großer Anstrengung die beiden rinnenden Fässer über die Stiege in den Tunnel hinab, den Kommenden entgegen.

Die Bauern wußten den Vorgang sich nicht zu erklären, und bemühten sich die Fässer mit dem so heißgeliebten Inhalt aufzuhalten.

Da warf die Schloßfrau ein brennendes Zündholz in die Schnapspfütze zu ihren Füßen. Wie ein Blitz schoß die blaue Flamme in die dämmerige Höhle des Thorwegs herab, dem vergossenen Alkohol nach. Mit dumpfem Doppelknall explodirten die zwei Fässer. Ein hundertstimmiges kurzes Todesgeheul antwortete.

Ueber die Brücke zurück stürmten einzelne Fackeln des Nero.

Die andern hatten sich im Gedränge am untern Ende des Thorwegs gegenseitig festgekeilt.

Bald war Alles still.

Schwarzer, übelriechender Rauch drang aus der oberen Oeffnung des Thorwegs, und kurz darauf flammte das Holzwerk des Daches in seiner ganzen Länge auf. Der Qualm umzieht den Berg: An 400 Menschenleiber schmoren in der Gluth, ein fürchterliches Weihopfer des neuen Gotteshauses.

Der Thorweg ist vollständig ausgebrannt. Heute bedecken hunderte von Heiligenbildern seine Wände — aber die steinernen Stufen fühlen sich seit jener Zeit eigenthümlich schmierig an; die Bauern sagen, es sei das vom Fette der Verbrannten, das sich in die vom Feuer erhitzten Steine gezogen hätte. Diese Bauern sagen immer so unappetitliche Sachen. Wer verlangt vom Dornstrauch Feigen? Wer wird den Ziegenbock melken wollen? Bauern sind eben Bauern!

Die hübsche kleine Chmelynski wurde von diesem Tage an von keinem menschlichen Auge mehr gesehen. Einige sagen, sie sei in die Raaba gegangen, andere, sie sei in ein Krakauer Kloster getreten. Eines ist wie das Andere: sie ist nicht erreichbar für kaiserlich = königlich = österreichisch = ungarische Gerechtigkeit.

U Chelmu ist jetzt ein berühmter Wallfahrtsort geworden. Er trägt ein schönes Stück Geld ein. Er gehört dem Bruder des Chmelynski, der im Besitze einer rechtskräftigen Schenkungs-Urkunde der Chmelynska war.

Siehst Du, Panie, das ist eine Geschichte von polnischer Frauenrache. Hüte Dich, mój panie dobrodzieju, vor den Polinnen! Du kannst dabei leicht Feuer fangen.

Trinkgelder verbeten!

In den Großstädten ist das Trinkgeld zur stehenden Einrichtung geworden. Gedankenlos fügt man sich meistens dem Zwange. Nur wenige machen sich klar, wie ungereimt es ist, für einen Trunk Bier, der vielleicht einen Erzeugungswerth von 3—5 Pf. hat, nicht nur 15—20 Pf., sondern daneben für das einfache Darreichen desselben auch noch 5 bis 10 Pf. zu bezahlen. Derselbe Kaufmann, welcher mit Klugheit und Vorsicht sich vor geschäftlicher Uebervortheilung zu schützen sucht und jede Forderung, die zu dem Werth der Waare in keinem richtigen Verhältniß steht, entrüstet zurückweist, derselbe Familienvater, der im Haushalt jeden Pfennig zehnmal umdreht, ehe er ihn ausgiebt: sie unterwerfen beide sich willig einer gänzlich unberechtigten Trinkgeldertyrannei, ohne auch nur einmal sich gegen dieselbe zur Wehr zu setzen. Die schlechte Sitte hat sich leise eingebürgert, sie ist unmerklich zur Gewohnheit geworden und heute gehört selbst ein gewisser Muth dazu, unter allen Umständen ein Trinkgeld da zu verweigern, wo es nicht durch besondere Dienstleistungen erworben ist.

Gegen die Trinkgeldersitte ist bekanntlich schon mancher Tropfen Tinte verschrieben. Der Erfolg steht zu der aufgewandten Mühe in keinem Verhältniß, doch kann man sich mit dem alten Wort trösten, daß steter Tropfen den Stein höhlt,

und unbeirrt weiter kämpfen. Am schlimmsten hat sich bekanntlich die Trinkgelderunsitte im Gastwirthsgewerbe entwickelt. Dieser Tage hat ein Berliner Wirth sich auch vor Gericht geweigert, von den bei ihm beschäftigten Kellnerinnen Beiträge für die Krankenkasse einzuziehen, da er seinen Kellnerinnen überhaupt keinen Lohn gebe. Gleichmüthig erzählte der Mann, daß seine Kellnerinnen an manchen Tagen gar nichts verdienten und oft auch noch zusetzen müßten. Wovon solle er den Mädchen also Abzüge für die Krankenkasse machen? — Aus den verschiedenen öffentlichen Erörterungen über die soziale Lage der Kellner und Kellnerinnen geht hervor, daß derartige Fälle keineswegs vereinzelt dastehen, sondern fast typisch sind. Es wird behauptet, daß in manchen großstädtischen Bierwirthschaften Kellner und Kellnerinnen dem oft nichtsthuenden und ebenso oft üblen Gewohnheiten nachgehenden Wirth sogar noch aus ihren Trinkgeldern ein Tribut dafür bezahlen müssen, daß sie ohne jeden direkten Lohn dem Wirth ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Gäste, denen solche Verhältnisse bekannt sind, geben aus Mitleid. „Die Leute sind nun einmal auf das Trinkgeld angewiesen", heißt es, doch es fällt den Gebern nicht ein, ein Lokal zu meiden, in dem derartige verwerfliche Grundsätze herrschen. Man braucht daneben nur noch an den Trinkgelderunfug in den Hotels zu erinnern, um die schlimmsten Seiten der Unsitte vor Augen zu haben. Denn Trinkgeldergeben und -nehmen ist nun einmal eine Unsitte. Der Geber wird mit einer unberechtigten Abgabe belastet, die ihn oft zu einer kleinen Heuchelei verführt, wenn er die Abgabe mit innerem Widerstreben leistet, ohne den Muth zu haben, den Zwang zu durchbrechen. Den Nehmer entwürdigt das Trinkgeld. Es befördert Charakterlosigkeit und liederliche Lebensweise. Auch wird das Ansehen eines Menschen, dessen Existenz auf Trinkgeldern beruht, von manchen Leuten gering geschätzt. Ein bemerkenswerther Fall ereignete sich in dieser Beziehung vor kurzer Zeit in Dresden. Der Oberkellner einer dortigen großen Bier- und Speisewirthschaft wurde von einem Musensohn „Esel!" gescholten. Vor Gericht sprach bei der später folgenden Klage der Vertheidiger des zungenfertigen jungen Herrn die Ansicht aus, daß der Kellner durch den „Esel" sich nicht beleidigt fühlen könne, da ein Mensch, der zeitlebens auf Trinkgelder angewiesen sei, gelegentlich auch einmal einen „Esel" stillschweigend einstecken müsse.

Man darf annehmen, daß die Mehrzahl der im Gastwirthsgewerbe Bediensteten sich sehr wohl bewußt ist, welche herabsetzende Wirkung dem Trinkgeldnehmen innewohnt. Allerdings hat kürzlich eine mitgliederreiche Gastwirthsvereinigung behauptet, daß 80 Prozent der Bediensteten, vor die Wahl zwischen Trinkgeld und fester Bezahlung gestellt, mit Vergnügen das erstere vorziehen würden. Aus den Kreisen der Angestellten im Gastwirthsgewerbe ist jedoch gegen diese Auffassung mit Nachdruck Widerspruch erhoben und sie wird auch von vielen Wirthen nicht getheilt. In manchen Hotels und auch in einzelnen Schank- und Speisewirthschaften sind seit einiger Zeit die Trinkgelder abgeschafft. Ein solches Vorgehen ist dankenswerth, aber die Inhaber derartiger Geschäfte sollten in ihrem Berufskreise nachdrücklich für eine allgemeine anständige Bezahlung der Bediensteten durch die Wirthe eintreten. Es ist nach unserer Auffassung eine Ehrenpflicht des Gastwirthsgewerbes und namentlich der großen Vereinigungen desselben, mit der Trinkgeldunsitte, die durch ihre Begleiterscheinungen natürlich auch das Ansehen der Arbeitgeber des Gastwirthsgewerbes arg schädigt, zu brechen. Das geschieht am besten durch feste und angemessene Bezahlung der Angestellten. Ein Anschlag im Gastzimmer: „Trinkgelder verbeten!" wie wir ihn kürzlich in der Schänke eines mährischen Städtchens fanden, würde die Gäste darauf aufmerksam machen, daß der Wirth, so gut wie ein anderer Arbeitgeber sich der Pflicht bewußt ist, seine Angestellten selbst zu bezahlen. Daß dieses „Trinkgelder verbeten!" sich sobald einbürgern wird, ist allerdings zu bezweifeln, um so mehr, da die Bediensteten im Gastwirthsgewerbe zu uneinig und zu schwach sind, sich würdigere Lebensbedingungen zu erkämpfen. Auch der Gleichmuth der Gäste ist meistens zu groß, sich dem Trinkgeldzwang zu widersetzen und dem oft als Grand-Seigneur einhertretenden Wirth anzudeuten, daß prunkende Bierpaläste und „noble" Wirthsgewohnheiten auf den billig denkenden Gast einen um so übleren Eindruck machen, je schlechter die Arbeitsbedingungen der Angestellten sind.

Doch es wäre ungerecht, die Trinkgeldsitte nur im Gastwirthsgewerbe zu tadeln. Das Uebel hat sich auch in anderen Berufen eingebürgert. Trinkgelder werden selbst Beamten für die einfache Erfüllung ihrer Pflicht angeboten. Der Geldbriefträger fühlt sich nicht gekränkt, wenn ihm ein Nickel in die Hand gedrückt wird, auf der Pferdebahn wird es immer mehr Sitte, dem Schaffner einen „Fünfer" mehr zu geben als der Fahrpreis beträgt. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Es liegt uns gänzlich fern, diesen gewiß weder mit Glücksgütern noch mit hoher Bezahlung gesegneten Angestellten eine Erhöhung ihres Einkommens zu mißgönnen. Aber das Trinkgeld ist eine der übelsten Wege zu solcher Erhöhung. Es verführt den Empfänger sehr leicht dazu, diese Gaben nun auch thatsächlich als „Trink"gelder zu betrachten und lediglich für seine persönlichen Bedürfnisse und zwar in unerwünschter Weise zu verbrauchen. Fallen die Trinkgelder einmal weg, so hat sich der Mann doch an derart hohe persönliche Ausgaben gewöhnt, daß eine Beschränkung derselben dann schwer fällt und die Gewohnheit für das Familienleben leicht verhängnißvoll wird. Abgesehen hiervon, ist auch in diesen und anderen Berufen das Trinkgeldnehmen geeignet, das Ansehen des Mannes herabzudrücken. Besser ist es jedenfalls, berechtigte Bestrebungen, welche auf eine Erhöhung des regelrechten Einkommens der Trinkgeldnehmer gerichtet sind, zu unterstützen, als die Trinkgeldunsitte gedankenlos mitzumachen oder aus Bedauern zu geben, weil das Gehalt des Trinkgeldempfängers gering ist.

Außerordentlich schädlich wirken Trinkgelder bei den meisten modernen Kindern. Leider wird auch diesen von vielen Leuten für die geringsten Handreichungen ein Trinkgeld in die Hand gedrückt. Kinder sollen dem Hausbewohner, dem Nachbar und auch Fremden einen geringen Dienst für ein einfaches: „Ich danke" gerne leisten. Viele Kinder sind jedoch durch die Unklugheit der Erwachsenen an das Trinkgelderempfangen bereits derart gewöhnt, daß sie ohne baare Bezahlung keinen Finger rühren und selbst unverschämt werden, wenn die Gabe ihren Erwartungen nicht entspricht. Und wird das Geld etwa gespart?" — Die „Sparkasse" dieser Jugend ist der Zuckerwaarenautomat und die Kasse des Leckereienverkäufers; oft wird das Geld auch in Indianergeschichten und ungeeigneten Spielsachen angelegt. Gespart oder nützlich verwendet wird es in den seltensten Fällen.

Es braucht wohl nicht darauf hingewiesen zu werden, daß planloses Trinkgeldgeben an Kinder bei diesen die schlimmsten Charaktereigenschaften ausbilden kann. Es erstickt leicht die zarten Seiten des kindlichen Gemüths und macht den jungen Empfänger zu einem Selbstsüchtler, gewöhnt ihn an Naschhaftigkeit, an Heimlichthuerei und liederliches Geldausgeben. Bleiben die Trinkgelder einmal aus, so wird vielleicht selbst ein Griff in die elterliche Kasse oder in fremdes Eigenthum nicht gescheut, um die lüsternen Gewohnheiten befriedigen zu können. Auch die Eltern haben also Ursache, sich um die Verwendung der Trinkgelder, welche ihre Kinder etwa empfangen, zu kümmern oder noch besser, auch in Beziehung auf die letzteren den Grundsatz durchzuführen: „Trinkgelder verbeten!"

S. C.

Eine Stunde Aufschub.

Nach dem Englischen von A. v. Wartenburg.

Mr. und Mrs. Grey und ihre Tochter, ein lieblich aussehendes Mädchen von ungefähr 20 Jahren saßen in einem Kirchenstuhl nahe beim Ausgang. Oft saß auch ein junger Mann dort; er fand immer Platz an des Mädchens Seite und sah mit ihr in das Gesangbuch ein. Einmal während einer langweiligen Predigt sah ich, daß er ihre Hand ergriff. Unglücklicherweise sah Mrs. Grey es auch und drückte durch Stirnrunzeln ihre Mißbilligung aus. Ich bemerkte, daß er nicht wieder dort saß; seinen Platz nahm ein ältlicher Herr ein, der sich stets darum bemühte, obgleich die junge Dame ihm keine Gelegenheit gab. Der junge Mann saß im Seitenschiff und blickte mit verzweifelten Augen zu ihr hin; sie sah elend und unglücklich aus.

Eines Tages waren weder sie noch er dort und es erfolgte

das erste Aufgebot von Olive Grey mit Christopher Thornton. Ich war ganz erfreut, daß alles nach ihren Wünschen gegangen war.

Nach dem dritten Aufgebot hatte ich eines Morgens, als Küster, den Befehl erhalten, die Kirche zu ihrer Hochzeit zu öffnen und vorzubereiten. Es war November, ein schrecklicher Monat zum Heirathen und Freitag war der schlechteste Tag, den man wählen konnte; der Nebel lag so dicht, daß man die brennenden Gasleuchter kaum von der Thür aus sehen konnte.

Es sollte eine ganz stille Hochzeit werden. Für die Braut that es mir leid, daß die Kirche so traurig und verödet aussah, keine Blumen oder Guirlanden, kein Orgelspiel, kein Glockengeläute, nichts von den üblichen Ausschmückungen bei einer Hochzeit. Wenn das Aufgebot nicht erfolgt wäre, würde ich geglaubt haben, es sehe nach Leuten aus, die sich heimlich trauen lassen; aber davon konnte nicht die Rede sein.

Nachdem ich die Kirche geöffnet hatte, ging ich in die Sakristei, um dem Geistlichen beim Anlegen der Stola behilflich zu sein. Da derselbe noch nicht angekommen war, legte ich die Bücher zurecht und setzte mich vor das Feuer.

Ich saß kaum, als die Thüre aufgerissen wurde, und der junge Mann hereintrat. Ich sprang auf und sagte:

„Es ist keine Eile nöthig, Sir, Zeit genug, sie sind noch nicht gekommen."

Er sank keuchend in den Stuhl, den ich ihm hingestellt hatte.

„Dem Himmel sei Dank", stieß er hervor. „Lieber Mann, wollen Sie mir helfen, und zugleich 20 Pfund Sterling verdienen?"

„Ja, Sir, sicher, wenn ich kann", sagte ich, „das heißt, wenn ich es ehrlich kann."

„Es ist nichts unehrenhaftes dabei," antwortete er hastig, „im Gegentheil, Sie werden ein Unrecht verhindern."

Dann sagte er mir, was es war, sein Gesicht weiß und ängstlich, die Hände zitternd und ich willigte ein; vielleicht hätte ich es nicht thun sollen, aber ich war jung und ich dachte daran, einen eigenen Herd zu gründen.

Indem er mir die Hand schüttelte, verschwand er so schnell er gekommen war und ich setzte alles wieder an Ort und Stelle. Dann ging ich in die Kirche, die Thür der Sakristei hinter mir verschließend. Ich legte die Kissen vom Altar wieder in den nächsten Stuhl, die Bücher ebenfalls und löschte die Lichter aus.

Einen Augenblick stehen bleibend, um zu horchen und Athem zu schöpfen, hörte ich die Wagen heranrollen; ich schlüpfte aus einer Seitenthür und ging nach Hause, nachdem ich nach besten Kräften den Aufschub der Hochzeit herbeigeführt hatte.

Eine halbe — dreiviertel Stunden verstrichen, bis ein Junge kam, um mir zu sagen, daß man mich in der Kirche wünschte.

Aber ich beeilte mich nicht — bei der Aussicht auf das Versprechen des jungen Mannes. Der Geistliche wartete vor der Sakristei, umgeben von der zersplitterten Hochzeitsgesellschaft; Mrs. Grey war in furchtbarer Aufregung.

„Wie ist das, Swift," fragte der Vikar. „Eine Hochzeit um halb zwölf und die Kirche nicht fertig? Jetzt ist es zwölf Uhr vorbei," fügte er hinzu, auf seine Uhr sehend. Indem ich die Thür aufschloß, blieb ich zurück und ließ die Gesellschaft eintreten. „Es thut mir sehr leid," sagte ich zum Vikar, als er an mir vorüberging. „Ich werde Ihnen später alles erklären, wenn Sie erlauben."

Er sagte nichts mehr und ich begann langsam alles wieder zurecht zu machen, indem ich immer die Thür im Auge behielt. Eine Stunde oder mehr wenn ich es leisten könnte, hatte der junge Mann gesagt; es fehlten nur noch fünf Minuten an der Stunde. In der Zwischenzeit betrachtete ich öfters die Gruppe vor dem Feuer. Der Vikar suchte durch Gespräche die böse Verstimmung zu verscheuchen und das lange Warten weniger ermüdend machen zu wollen, aber da es ihm nicht gelang, fiel er bald in Stillschweigen.

Der Bräutigam saß auf einer Ecke des Tisches. Es war der alte Herr, den ich in dem Kirchenstuhl gesehen hatte, er war wenigstens 60 Jahre alt, mit spärlichem Haar, welches sichtbar gefärbt war; sein Gesicht war voll von Runzeln und seine abgemagerte Hand spielte mit einem Augenglas.

Die Braut saß eingeschüchtert am Feuer, ihr Gesicht absichtlich abgewandt von den zärtlichen Blicken des alten Mannes. Als ich sie ansah, bereute ich meine Hülfe nicht; sie hatte solch' ein süßes, geduldiges Gesicht, als sie zum Vikar aufschaute um seine Bemerkungen zu beantworten. Der Schatten ihres großen Hutes konnte weder die schwarzen Ränder um ihre Augen noch ihre zitternden Lippen verbergen. Ich sah, wie der Geistliche seine Blicke von ihrem edlem Gesicht zu der verwelkten Gestalt auf dem Tische mit innigem Bedauern schweifen ließ.

Die Anwesenden sprachen im Flüsterton.

„So reich", hörte ich beim hin und hergehen, „einfach im Golde wühlen; sie wird eine glückliche Frau werden."

Es war fast halb eins, als wir, unfähig uns länger aufzuhalten, den nebeligen Flügel bis zum matterleuchteten Altar durchschritten. Der Vater führte seine Tochter, die leise weinte; mir kam vor Mitleid etwas in die Kehle.

Ihre Mutter warnte sie, keine Szene zu machen.

„Bedenke, Olive, es giebt andere, an die Du denken mußt als an Dich selbst — denk' an Deine Familie — sei dankbar," mahnte sie.

Das Mädchen antwortete nicht, aber als sie in das harte, entschlossene Gesicht ihrer Mutter sah, schlich bittere Empörung über das ihrige und ein verachtender Blick leuchtete aus den sanften, braunen Augen. Ihr Vater, ein furchtsam aussehender Mann, streichelte verständnißinnig die kleine Hand, die auf seinem Arme lag.

Wir stellten uns vor den Altar auf, und der Vikar sagte zu mir:

„Was haben Sie: sind Sie krank; wo sind die Bücher?"

Ich holte sie und der Gottesdienst begann.

Man konnte wegen des Nebels immer noch nicht das Ende der Kirche sehen. Ich richtete meine Augen fest dahin, wo ich die Thür wußte und horchte gespannt. Ich konnte sehen, daß das Mädchen auch horchte und dem Gottesdienst wenig Aufmerksamkeit schenkte. Jetzt hörte ich die Thür öffnen, sie ebenfalls und sie sah sich um; Furcht, Hoffnung, Zweifel, dann wieder Hoffnung vermischt mit froher Erleichterung waren auf ihrem blassen Antlitz zu lesen, als die Fußtritte, die sie so gut kannte, ruhig aber schnell den Seitenflügel entlang kamen.

Wir waren gerade bis zu dem Theil gekommen, wo der Bräutigam sagt „Ich will"; der alte Mann sagte schon „Ich will", ehe die Worte vom Vikar vorgesprochen waren! Dann wandte der letztere sich mit derselben Frage an die Braut und diese sagte — „Ich will nicht!"

Eine tödtliche Stille herrschte, indeß der Vikar das Buch schloß und Mrs. Grey einen hysterischen Anfall bekam; der Bräutigam klemmte sein Augenglas ein und starrte entsetzt auf des Mädchens weißes Gesicht.

„Eh! Was? Es ist zu spät, Olive, Du bist zu weit gegangen," sagte der alte Bräutigam mit ärgerlicher Stimme, während ihr Vater, eine Szene befürchtend, bittend flüsterte. — „Oh, Olive, Olive!" Dann sprach das Mädchen, zuerst furchtsam, aber ihre Stimme wurde fester und ihre Augen glänzten, als sie den fliegenden Athem des Näherkommenden hörte.

„Mutter, lieber Vater! Ihr habt mich hierhergebracht, obgleich Ihr meinen Widerwillen gegen den Mann kennt, mit dem Ihr mich verheirathen wollt und obgleich Ihr wißt, daß ich Jack liebe," sagte sie mit sanfter Stimme. „Ihr habt mich zu dieser Verbindung gezwungen, weil Ihr sie als eine große Hilfe für Euch betrachtet und habt Jack fortgeschickt mit einer Lüge über meine Falschheit. Dem Himmel sei Dank! Er hat das große Unrecht durchschaut."

„Wie kannst Du es wagen," murrte der angebliche Bräutigam, ihren Arm fest ergreifend; die Anwesenden traten näher heran und der Vikar erhob seine Hände, um der unpassenden Szene Einhalt zu thun.

Das Mädchen schauderte bei der Berührung des alten Mannes.

„Ich liebe Jack," wiederholte sie tapfer, „während jeder Nerv in mir schaudert, wenn Sie mir nahe sind — Sie wissen es — Berühren Sie mich nicht," fuhr sie heftig fort, sich von ihm frei machend. „Ich, oh Jack — hilf mir!"

Dann trat aus dem Nebel Mr. Jack hervor und stellte sich neben sie.

„Du bist ein verkehrtes, undankbares Mädchen," stöhnte eine Stimme vom Boden. Die Unterbrechung nicht beachtend, fuhr Miß Olive fort, indem sie Jack's Hand fest hielt. „Du, Ihr erließet das Aufgebot ohne meine Zustimmung und Wissen, Mutter, Ihre Demüthigung, Mr. Thornton, thut mir leid,"

fügte sie, sich zu ihm wendend, hinzu. „Sie war unvermeidlich. Ich — ich kann ihn nicht heirathen."

„Willst Du überhaupt nicht heirathen, Olive?" seufzte ihre Mutter, welche sich aufgerichtet hatte, um zuzuhören.

„O ja — ich will — Jack heirathen", antwortete sie, ihn liebevoll ansehend.

Er nahm sie in seine Arme und beruhigte sie mit zärtlichen Worten.

„Ich will es nicht haben! Ich — ich verbiete es, Olive!" schrie Mrs. Grey, sich an ihre Füße klammernd. „Christopher, wie können Sie —"

Aber der alte Bräutigam war verschwunden.

„Liebe Mutter", sagte Miß Olive, ihr schönes, thränenüberströmtes Gesicht zu der erzürnten Frau wendend, „Niemand kann es mir verbieten. Ich bin meine eigene Herrin. Verzeih' mir, daß ich Dich daran erinnere; ich wurde gestern mündig. Ich wartete darauf. Vater, willst Du mich fortgeben?" fragte sie.

„Meine — meine Liebe", begann er, ängstlich nach Mrs. Grey sehend.

„Ja, Du willst," fügte sie hinzu, „und zwar dem Manne meines Herzens."

So gab er sie hin und Mrs. Grey, welche sich von der Wahrheit überzeugte, mußte dabei stehen und sehen, daß Olive den Mann heirathete, den sie liebte; denn, nachdem der Vikar gesehen hatte, daß der besondere Erlaubnißschein, den Mr. Jack beschafft hatte und weswegen ich den Aufschub machen sollte, in Ordnung war, traute er sie.

„Vater," sagte Miß Olive weinend, als er sie zum Wagen führte, „Du wirst eines Tages Deinem eigensinnigen Kinde verzeihen. Ich wäre fortgelaufen, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte; es ist aber besser so."

„Still, mein Liebling," flüsterte er und sah über seine Schulter nach dem Portal, wo Mrs. Grey wartend stand, da sie nicht geruht hatte, zu ihrer Tochter zu gehen. „Ich bin froh, daß Du den Mann, den Du liebst, geheirathet hast." Indem er sie küßte, fügte er hinzu: „Ich verzeihe Dir." Dann schüttelte er Mr. Jack die Hand und sie fuhren fort.

Ich bekannte meinem Geistlichen später alles, er sagte:

„Nun wohl, Swift, ich verzeihe Dir; ich würde in Deinem Alter gerade so gehandelt haben, aber — versuche es nicht noch einmal."

Fünf Mädchen und ein Mann.

Nach dem Englischen von A. von Wartenburg. (Nachdruck verboten.)

„Kellner, eine Tasse Kaffee, einen Curacao und eine Cigarette."

„Hollah, Cécile, ich sah Dich gestern im Park mit St. Fayre, laß Dich warnen, der hat kein Geld."

„Tommy, leih' mir bis Montag eine Fünfpfundnote."

Lieber Leser, es ist nicht meine Absicht, Dich in das Rauchzimmer eines Herrenklubs zu führen, obgleich Du aus dieser Unterhaltung den Schluß ziehen wirst, daß dem so sei. Nein, diese Scene spielt sich in dem Rauchzimmer einer exclusiv weiblichen Vereinigung, genannt „der Theeklub" ab.

Vor dem Kamine saßen vier reizende junge Damen Cigaretten rauchend, in ihrer Mitte stand Lady Alys Vayne, eine Schönheit ersten Ranges.

„Was sollen wir heute beginnen?" fragte sie, indem sie ihre Cigarette gelangweilt fortwarf.

„Im Eldorado wird ein neues Ballet aufgeführt, aber wie ich höre, soll es nicht viel werth sein," erwiderte Vera Yolande Tynne, Amerika's anerkannte Schönheit.

„Augenblicklich ist alles langweilig," seufzte Irene de Lys, eine echte Pariserin.

„Ich nahm gestern einen Wagen, zog Männerkleider an und fuhr spazieren, in der Hoffnung, irgend ein Abenteuer zu erleben, aber meine Verkleidung und mein Benehmen waren so natürlich, daß jeder mich für einen gewöhnlichen Droschkenkutscher hielt. Bei meiner Ehre, es war sehr ärgerlich."

„Ich habe schon mal daran gedacht, als Freiwilliger einzutreten," sagte Bertha Salmys langsam. Miß Salmys kam von Schottland; frage jeden nördlich vom River Tweed, wer die schönsten Frauen der Welt sind und Du wirst „die schöne Bertha" stets an der Spitze ihrer Liste finden."

„Wie schrecklich altmodisch Du bist, Bertie, die Freiwilligen sind längst aus der Mode." Kathleen O'Demnys war es, Dublins auserwählteste Blume, welche diese Worte sprach. Ich finde, die Welt hat sich überlebt; wenn nur mal jemand einen Planeten entdecken wollte und zugleich die Mittel dazu, dorthin zu gelangen, so würde ich gewiß die Anführerin der reiselustigen Emigranten werden."

Kathleen blickte um sich in der Erwartung auf das Beifallsgemurmel, welches ihren Reden gewöhnlich folgte, aber ach, sie sah, daß Lady Alys, Miß Vera Y. Tynne, Mademoiselle de Lys und die verhaßte „schöne Bertha" gähnten.

Die emancipirten jungen Damen waren so weit gekommen, daß sie ganz mit den hergebrachten Sitten ihrer Vorfahren gebrochen hatten und die Führung des männlichen Geschlechts vollkommen entbehren konnten.

Die Damen, die um den Kamin saßen, waren des ewig Weiblichen müde.

„Ich sage Euch," bemerkte plötzlich Lady Alys — „ich sage Euch, wir sind thörichte Mädchen, daß wir im Juni noch in der Stadt sind. Laßt uns auf das Land gehen, und uns amüsiren; auf meinem Gut, Vayne Court, giebt es zwar keine Jagd, aber wir können dort reiten angeln, segeln, Ball und Cricket spielen. Was sagt Ihr dazu? Wollt Ihr kommen?"

„Natürlich sind da doch keine Herren?" sagte Madem. de Lys, nachdenklich in das Feuer schauend.

Die Männer waren selbstredend der Abscheu des Theeklubs, und jede der Damen wartete ängstlich, was Lady Alys erwidern würde.

„Nicht ein einziger Mann," antwortete sie. „Glaubt Ihr, daß ich Euch nach Vayne Court einladen würde, wenn es dort Männer gäbe?"

„Aber wer ist bei Dir, Gärtner, Diener und Kutscher?" fragte eines von den Mädchen.

„Die rechnen doch nicht mit," erwiderte Lady Alys erhaben. „Nun, wollt Ihr kommen?"

„Es thut mir leid, daß ich eine andere Verabredung getroffen habe," riefen vier Stimmen auf einmal.

„Ich vergaß," unterbrach Lady Alys, „daß Herbert Byng dort ist, er ist Kommandeur der Strandwache und hat in der Regel einige Freunde zum Besuch."

„Aber ich denke, daß ich dieselbe rückgängig machen kann," fuhren die vier Stimmen fort.

„Also Ihr verpflichtet Euch, einen Monat bei mir zu bleiben?" fragte die schöne Wirthin.

„Mit Vergnügen," antworteten alle.

„Nun, wir müßten noch eine sechste haben — fünf ist eine ungerade Zahl. Was sagt Ihr dazu, wenn wir Eldwysta Wyn aufforderten?" fragte sie.

„Eldwysta Wyn! Ich bekomme Kopfschmerzen bei ihrem Anblick."

„Eldwysta Wyn! Ich möchte lieber, Du lüdest diesen Sessel ein — er wäre eine interessantere Gesellschaft."

„Eldwysta Wyn! Sie raucht nicht mal!"

„Eldwysta Wyn! Eldwysta Wy —" aber die Worte versagten der letzten Rednerin.

So wurde Eldwysta Wyn nicht aufgefordert, die Partie Vayne Court mitzumachen.

Brief Nr. 1

von Vera Yolande Tynne, Vayne Court, an Miß Eldwysta Wyn.

Geliebte Eldwy! Warum bist Du denn nicht hier, um mich in dieser Zeit des Leidens zu erheitern? Wir sind jetzt zehn Tage hier und der Aufenthalt und die Mädchen haben mich krank gemacht, und ich verlange nach einem Gespräch mit Dir.

Ich habe schon an Papa und Mama geschrieben, sie möchten telegraphiren, daß ich nach Hause kommen müßte, aber sie schreiben, sie amüsirten sich gerade so gut, daß sie mich nicht gebrauchen könnten; hast Du jemals von solch' undankbaren Eltern gehört?

Hier ist ein einziger Mann in der ganzen Umgegend — Herr Herbert Byng — die Mädchen laufen ihm alle nach und

betragen sich höchst sonderbar, was um so lächerlicher ist, als alle Mädchen, welche zum Theeklub gehören, versprochen haben, nicht zu heirathen. Ich verabscheue sie alle.

Ich will Dir erzählen, was sich gestern ereignete. Ich stand ganz früh auf und ging in's Dorf hinunter, um einen Brief an Mama auf die Post zu bringen — sie ist immer so ängstlich, wenn sie nicht oft etwas von mir hört — und merkwürdig genug, ich traf Herbert. Es war ungefähr halb neun, und er kam von einem Spazierritt zurück; er reitet jeden Morgen.

Als ich ihn sah, rief ich: „Hollah, wie geht es Ihnen? Was haben Sie zum Frühstück?“ Ich sagte dies blos, weil amerikanische Mädchen hier zu Lande originell und derb auftreten müssen, sonst heißt es, sie verstellen sich.

„Ich glaube, es giebt Eier und Schinken, Niere, Straßburger Gänseleber-Pastete und —,“ sagte er, als ich ihn unterbrach und mich selbst zum Frühstück bei ihm einlud.

Wir gingen zu seinem Landhaus und, was glaubst Du, was wir fanden? Die stolze Irene de Lys machte seinen Kaffee! Sie hatte die Frechheit gehabt, sich selbst zum Frühstück einzuladen, und sie ist keine Amerikanerin. Die Art und Weise der französischen Mädchen ekelt mich an. Schreibe mir recht bald, liebste Eldwysta, da ein Brief von Dir mir Gelegenheit giebt, recht bald wieder mit Dir zu plaudern.

Deine Dich liebende

Vera.

Brief Nr. 2

von Madem. Irene de Lys, Vayne Court, an Miß Eldwysta Wyn.

Meine süße Eldwy! Ich schreibe an Dich, weil ich Dich als treue Freundin betrachte. Wir sind hier an diesem Ort, dem verlassensten und langweiligsten in der ganzen Welt seit zwölf Jahren — ich meine Tagen — und ich verlange nach der Gesellschaft eines wirklichen Mädchens wie Du.

Ich bin der Amazonen hier überdrüssig und habe meine Eltern gebeten, mich nach Hause zu rufen. Kannst Du glauben, daß dieselben keine Notiz davon nehmen? Hier ist keine Gesellschaft, nur ein einziger Mann, mit dem man sprechen kann. Sein Name ist Herbert Byng — er ist sterblich in mich verliebt; Du würdest lachen, wenn Du sähest, wie eifersüchtig die anderen Mädchen sind! Die Männerfeinde, wie sie sich selbst nennen, es ist zu amüsant.

Herbert macht jeden Nachmittag weite Spaziergänge an der Küste, in der Hoffnung mich zu treffen.

Eines Tages hatte ich Mitleid mit ihm und erlaubte ihm, mich an einem Zaun zu treffen, als ich mein Schuhband knüpfen mußte. Du kannst Dir die Scene vergegenwärtigen. Ein schönes Mädchen, ein zierlicher Schuh, zehn Zoll von durchbrochenen Strümpfen, drei Zoll von Spitzen am Unterrock — alles so chic, so französisch!

Er war starr vor Bewunderung — ich weiß, er war nahe daran, mir seine Liebe zu erklären, und mir seine Hand und sein Herz anzubieten, was ich mit Thränen in den Augen zurückgewiesen haben würde.

Kannst Du es glauben, aber es ist wirklich Thatsache, daß Bertha Salmys gerade diesen Augenblick wählte, um von einem Ochsen des nächsten Feldes verfolgt zu werden? Sie sah mich zuerst nicht, und sie beabsichtigte über den Zaun zu springen und in Herbert's Arme zu fallen; dann sah sie mich — und erröthete nicht einmal.

Es war alles wohl überlegt, denn warum schwang sie ihren rothen Sonnenschirm gegen den Ochsen, als sie längst in Sicherheit war? Ich verbleibe, liebe Eldwy

Deine Dich liebende Freundin

Irene de Lys.

Brief Nr. 3

von Miß Bertha Salmys an Miß Eldwysta Wyn.

Meine geliebte Eldwy! Wir sind jetzt gerade vierzehn Tage an diesem Ort und alle Mädchen streiten fortwährend mit einander, mit Ausnahme von mir. Um Dir die Wahrheit zu sagen, ich fühle mich auch etwas bedrückt; der Grund ist, daß der einzige Herr hier, Herbert Byng, ein Opfer meiner verhängnißvollen Schönheit geworden und ganz wahnsinnig über seine unerwiderte Leidenschaft ist.

Warum verliebte sich dieser unglückliche junge Mann denn gerade in die Person, welche niemals die Seine werden kann, wo doch in diesem Hause vier junge Mädchen sind, welche für ihn in den Tod gingen? Ich muß Dir ein Beispiel erzählen, wie die Dinge hier laufen.

Gestern Abend schlüpfte ich gegen neun Uhr aus dem Rauchzimmer in der Absicht mit Herbert zu sprechen, als er auf dem Wege nach Tynne, einem benachbarten Seehafen war, wo er die Nacht zubringen wollte.

Der einzige Grund, daß ich diese Unterredung suchte, war, ihm einen Wink zu geben, daß ich niemals die Seine werden könne. Als ich gerade durch das Parkgitter trat, als er vorbeifuhr, rief plötzlich ein Mädchen, welches hinter der Mauer versteckt gestanden hatte: „Nehmen Sie mich mit bis Tynne, Mr. Byng.“

Es war Kathleen O'Dennys. Ich war über ihre Unverschämtheit so bestürzt, daß ich nichts sagen konnte als „wenn Du mit ihm gehst, gehe ich auch mit, oder ich rufe alles zusammen.“ Ehe wir ein weiteres Wort sagen konnten, war er, augenscheinlich entsetzt über Kathleen's Frechheit, davongefahren, und wir standen verlassen auf der Landstraße.

Ich kann nichts weiter über das vorwitzige Mädchen sagen — wie verschieden ist sie von Dir, liebste Eldwysta! Warum bist Du nicht hier? Dann hätte ich wenigstens eine Gefährtin!

Immer Deine aufrichtige Freundin

Bertha Salmys.

Brief Nr. 4

von Lady Alys, Vayne Court, an Miß Eldwysta Wyn.

Meine liebste Eldwy! Wenn Du mich lieb hast, so zögere keinen Augenblick und komme hierher. Komme wie Du gehst und stehst. Die Mädchen hier streiten sich fortwährend, und es hätte längst ein Duell stattgefunden, wenn sie nur einen Kartellträger finden könnten.

Kannst Du Dir vorstellen, was es heißt, in einem Hause mit jungen Mädchen zu wohnen, die alle denselben Mann lieben? Das ist meine augenblickliche Lage.

Die Abgeschmacktheit der ganzen Sache wird noch dadurch erhöht, daß dieser Mann, Herbert Byng, mich liebt, armer Junge! Ich interessire mich gar nicht für ihn, aber ich bemühe mich nach meinem gegenwärtigen Leiden, so viel wie möglich ihm den Schlag zu erleichtern, der ihn treffen wird, wenn ich ihn abweise.

Wenn man bedenkt, daß fünf Mädchen nicht vierzehn Tage zusammen leben können, ohne ihre Mahlzeiten in getrennten Räumen zu nehmen! Ich bitte Dich, komme bald, ich verlange nach einem Plauderstündchen mit einem lieben Mädchen wie Du. Ich bin nervös geworden durch die Geschichten, die meine Gäste in dem Rauchzimmer erzählen. Telegraphire wann Du kommst.

Deine Dich liebende

Alys Vayne.

Telegramm von Miß Wyn an Lady Alys Vayne.
Ich komme. Eldwysta.

* * *

„Zu denken, daß er sich um diese Wyn bewirbt! Und er kennt sie erst eine Woche.“

„Verhaßte, falsche Katze! Sie wird alles versuchen, Mrs. Herbert Byng zu werden.“

„Wir können alle seine Absicht durchschauen — Eldwysta Wyn hat Geld — „ein Goldfisch“, wißt Ihr.“

„Ihre scheinheilige Miene hat ihn eingenommen.“

„Ach! Mädchen, ich fühle, daß es meine Schuld ist. Ein Mann mit einem gebrochenen Herzen ist zu allem fähig.“

Alle vier riefen: „Du bist nicht zu tadeln! Ich allein bin die Schuldige!“

* * *

Acht Tage nach dieser Unterhaltung wurde in Vayne Court die Verlobung von Miß Eldwysta Wyn mit Herrn Mr. Herbert Byng gefeiert.

Die Freunde des Bräutigams, die bei dieser Gelegenheit anwesend waren, mußten es wohl verstanden haben, die Mitglieder des Theeklubs von ihren Emanzipationsgelüsten zu bekehren, denn ehe ein Jahr verflossen war, hatten der Graf v. Tellys, Mr. Baynes, Marquis v. Aylward, Mr. Pytres und Gerald Clyffe die fünf Schönheiten heimgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.